



## Ist der Staat schuld an seinem Tod?

*Hannes Schopf fährt im März 2020 zum Skifahren nach Ischgl – er hat im Gegensatz zu den Behörden keine Ahnung, dass das Virus im Dorf ist. Wenig später stirbt er an Covid-19. Seine Witwe verklagt daraufhin die Republik Österreich*

Von Tobias Scharnagl, DIE ZEIT, 03.02.2022

Sieglinde Schopf setzt sich so vorsichtig auf den Rand der Grabplatte, als wäre der Stein aus Glas, dann zeichnet sie mit dem Finger das Gesicht auf den schwarzen Granit. »Hier das Kinn«, sagt sie, »da die Nase, hier seine Augen.« Sie schaut auf. »Sie sehen es doch auch, oder?« Es ist das Gesicht ihres Mannes, Hannes Schopf, gestorben am 10. April 2020, mit 72. Seit 71 Wochen liegt er hier. Sie zählt die Tage, sie war Lehrerin für Mathematik, Zahlen sind eindeutig.

48 Ehejahre, und als er im Spital lag und starb, durfte sie ihn nicht besuchen. Also besucht sie ihn hier, jeden Tag. Sie weint, dann erzählt sie ihm, was heute wieder schiefgegangen ist, bittet ihn um Hilfe bei großen und kleinen Entscheidungen, etwa, ob sie mit den Leuten von der Gemeinde wandern gehen soll. Es ist ihr unangenehm, dort allein aufzutauchen, wo alle zu zweit sind.

So gehen die Tage. Abends sitzt sie in ihrem Haus am Waldrand, das groß und leer geworden ist. Sie sagt, eigentlich lebe sie noch so, als würde er abends heimkommen.

Ihre Eltern und Großeltern liegen auch in jenem Grab auf dem Dorffriedhof nahe Wien. Der Grabstein steht seit 1964, die alte Rechnung hat sie aufgehoben. Nach Hannes' Tod hat sie ihn erneuern lassen. Auch diese Rechnung hat sie aufgehoben. 720 Euro für Demontage, Transport und Abschleifen des Steins, 795 Euro für die neue Gravur, 70 Euro für das Porzellanfoto, 3680 Euro für die Grabplatte und, und ... macht am Ende 10.080 Euro. Schnell beisammen.



Sie steht auf und steht lange schweigend da, den Kopf schief gelegt. »Nicht einmal das wollen sie bezahlen«, sagt sie leise. Sie weint wieder. »Was sind das bloß für Menschen?« Sie meint die Verantwortlichen in der Finanzprokurator. Schopf hat sie nie gesehen, nie gesprochen, sie weiß bloß, dass sie in ihre Gegner sind. Die Finanzprokurator vertritt die Republik Österreich vor Gericht. Sieglinde Schopf hat Österreich verklagt.

Die Behörden haben Anfang März 2020 gewusst, dass das Virus in Ischgl ist. Trotzdem haben sie die Menschen anreisen lassen. Die Gier einiger Wirte, Hoteliers und Seilbahnbetreiber sei schuld, sagt Schopf, dass ihr Mann nicht mehr lebt. Es geht um die Kosten eines Grabsteins, um Schadensersatz, um Schmerzensgeld. Es geht um insgesamt 95.881,77 Euro. Aber eigentlich geht es um viel mehr.

Für Sieglinde Schopf geht es darum, wer Schuld hat am Tod ihres Mannes. Für die Republik geht es darum, ob sie verantwortlich ist für die Toten der Pandemie und ob sie für ihre Fehler haften muss. Und es geht um die Frage, was der Staat seinen Bürgern schuldet.

Die Finanzprokurator ist eine Behörde in Wien, die Briefe verschickt, rechts oben der österreichische Adler mit Krone, darunter verschachtelte, umständliche Sätze. Finanzprokurator, das klingt nach Kafka, aber für Schopf ist es schlimmer. Ein Buch kann man zuklappen.

Im letzten Brief stand unter Punkt C »Zu den behaupteten Begräbniskosten« das Wort »uferlos«. Weiter hieß es: »An Kosten einer einfachen Bestattung darf so viel aufgewendet werden, dass einerseits nicht die Pietätsgefühle der Hinterbliebenen verletzt und andererseits die Grenzen der wirtschaftlichen Tragbarkeit gewahrt bleiben.« Man kann sich fragen, ob nicht vielleicht solche Sätze das Pietätsgefühl der Hinterbliebenen verletzen. Sicher aber fehlt hier ein »werden« hinter »verletzt«. Ein kleiner Fehler, doch der Witwe Schopf bedeutet er viel. Geben sich diese Leute keine Mühe?



Die Finanzprokurator schreibt, Schopf hätte sich »um eine günstigere Alternative bemühen« müssen. An anderer Stelle heißt es, ihr Mann trage eine Mitschuld an seinem Tod. Sie muss weinen, wenn sie diese Sätze vorliest. Sie sitzt mit Peter Kolba zusammen, dem Chef des Verbraucherschutzvereins mit Sitz in Wien. Er ist groß und breit, sie klein und schmal.

Kolba bündelt alle Klagen gegen die Republik in einer Sammelaktion. Fast 4000 Betroffene, die in Ischgl waren, haben sich gemeldet. Er hat 60 Zivilklagen eingebracht, 100 weitere seien in der Pipeline, sagt Kolba. Man kann sich einen Staat wie einen Elefanten vorstellen, riesig, langsam, mächtig. Kolba will dem Elefanten so lange in die Beine piksen, bis er den Kopf senkt und sich vor den Angehörigen verneigt.

Die Klage erhebt drei zentrale Vorwürfe: Erst hätten die Behörden die Ansteckungsgefahr in den Lokalen kleingeredet, dann zu spät den Skibetrieb heruntergefahren und schließlich Ischgl und das ganze Paznauntal völlig planlos evakuieren lassen. Experten schätzen, dass sich 11.000 Infektionen auf Ischgl zurückführen lassen. Tausende Menschen reisten panisch ab und verteilten das Virus in der Welt.

Hannes Schopf war am 7. März 2020 mit vier Bekannten nach Ischgl gefahren. Sie wohnten im Hotel, tagsüber fuhren sie Ski, abends gingen sie ins Restaurant. Er war ein gläubiger Katholik, ein angesehener Journalist, 72 Jahre alt, 1,88 Meter groß und sportlich.

Am 13. März verkündete der damalige Bundeskanzler Sebastian Kurz überraschend die Schließung des Paznauntals. Auch Schopf und seine Begleiter sollten das Tal schnell verlassen. Sie stiegen in einen heillos überfüllten Bus. Dicht an dicht, viele Stunden. Er hielt seine Frau per Handy auf dem Laufenden. Sie besorgte Masken und bereitete das Haus auf die Isolation eines Kranken vor.

»Gehe jetzt schlafen«, schrieb sie spät in der Nacht.

»Okay. Freu mich schon aufs eigene Bett«, schrieb er.



Er bezog das Schlafzimmer, aß an einem Klappisch. Sie sorgte für ihn, ohne ihn zu berühren. Heute, sagt sie, denke sie manchmal, hätten wir doch ein bisschen mehr geredet.

Er wurde krank, lag viel. Positiver Test. Es wurde schlimmer. Am 26. März, fast zwei Wochen nach seiner Rückkehr, brachte sie ihm abends Gebäck und fragte: »Hannes, magst du es mit oder ohne Butter?« Er habe sie verwirrt angeschaut und nichts gesagt. »Is des so schwer«, fragte sie ein wenig grantig: »mit oder ohne Butter?« – »Bu-butter«, habe er gestammelt.

O Gott, dachte sie, ein Schlaganfall. Sie rief den Krankenwagen, der in Österreich Rettung heißt. Im Schlafrock schlurfte ihr Mann die Treppe hinunter. Ein Bild, das ihr geblieben ist, zeigt ihn kraftlos in der offenen Tür der Rettung sitzend, wie erloschen. Es ist das letzte Bild von ihm. Sie durfte nicht mitfahren. Auch später durfte sie ihn nicht besuchen. So seien die Regeln, hieß es.

Sie sah ihn nie wieder.

Er starb 14 Tage später, am Karfreitag. Seine Lunge war zerstört. Das Begräbnis – nur zehn Gäste waren erlaubt – stand sie mit Beruhigungstropfen durch. Sie weiß noch, dass ihr Sohn beim Vorlesen der Fürbitten neben ihr zu weinen anfang, während sie weiterlas.

Beim Treffen mit Peter Kolba in Wien zittern ihre Hände, ihr ganzer Körper. Sie empfindet es als Angriff, wenn ihr jemand sagt, die Grabkosten für ihren Mann in Höhe von 10.080 Euro seien zu hoch gewesen. »Hat er das etwa nicht verdient?«, fragt sie. Als sie das zum ersten Mal gelesen habe, sei sie so erschüttert gewesen, dass sie die Klage zurückziehen wollte. Kolba versucht sie zu beruhigen. Das seien bloß Textbausteine. Die Prokuraturanwälte seien nur Rädchen und müssten in einer Klagebeantwortung alles abstreiten. Unglücklich, ja, sagt er, aber kein böser Wille.

Er kennt sich aus, er ist auch Jurist.



Im Grunde hat Peter Kolba die österreichische Sammelklage erfunden. Und auch ein Buch darüber geschrieben, Davids gegen Goliath. Wichtig sei der Plural. Er wolle den kleinen Leuten helfen, sagt er.

Wenn er über Ex-Kanzler Kurz redet, tippt er sich mit dem Stift oft an die Stirn. Es macht ihm Spaß, die Großen zu ärgern, sie zu besiegen. In der Causa Ischgl versucht er es mit einer sogenannten Amtshaftungsklage. Die erklärt Kolba so: Ein Polizist schlägt zu Unrecht einen Mann. Der Staat haftet für den Fehler seines Organs und zahlt Schmerzensgeld. Klare Sache. Bei Corona sei es heikler; mehr Organe, mehr Opfer, dazu immer die Frage: Wer ist zuständig?

»In Ischgl war's sicher ein Multiorganversagen«, sagt er. Er spricht ein geschmeidiges Wienerisch. Ischgl habe das Virus nicht erfunden, aber man habe dort schwere Fehler gemacht und Geld über Menschenleben gestellt. Ihr Mann lag im Spital, und Sieglinde Schopf hörte im ORF einen Tiroler Verantwortlichen immer wieder sagen, die Behörden in Ischgl hätten »alles richtig gemacht«. Sieglinde Schopf sagt, sie empfinde selten Wut, aber so wütend sei sie noch nie gewesen.

Aus dem Fernsehen habe sie erfahren, dass Kolba eine Klage vorbereite. Sie habe sich ermahnt: Ihr Mann würde dasselbe für sie tun. Sie gab ihre Daten in eine Maske ein. Eine Witwe gegen die Republik Österreich, das könnte eine Heldengeschichte sein. Sieglinde Schopf geht daran fast kaputt.

Sie sagt, sie bereue die Klage. Sie fühle sich gedemütigt von der Finanzprokurator. Sie fürchte sich vor den Fernsehkameras. Sie habe solche Angst vor dem Prozess, sie könne nicht mehr schlafen. Sie sei unendlich einsam und leide an Depressionen. Sie habe nie im Mittelpunkt stehen wollen, nie. Sie sei ein Mensch ohne Ellbogen. Einer, der sich nicht wehre. »Und jetzt habe ich das Gegenteil gemacht.« Sie habe Angst, weiterzumachen. Und noch mehr Angst, jetzt aufzuhören. Das Geld sei ihr egal; wenn sie etwas bekomme, werde sie es spenden. »Ich möchte, dass die Behörden Fehler eingestehen und sich entschuldigen.«



So sprächen fast alle, schaltet Kolba sich ein. Fehler eingestehen. Entschuldigen. »Das waren eher wir, die dann gesagt haben, na gut, nur Entschuldigung sagen ist aber ein bisschen wenig. Die Leute sollen auch ein Geld bekommen.« Kolba hat Briefe an drei Kanzler geschrieben. An Kurz und Schallenberg und an den neuen Kanzler Nehammer. Er bot ihnen einen Runden Tisch an und einen Vergleich. Er bekam nie eine Antwort.

Schopfs Prozess im September 2021 sollte der Auftakt sein für eine Serie von Prozessen. Ihr Mann war ein bekannter Journalist in Österreich, das Interesse war groß. Der Kanzler, Innenminister und Gesundheitsminister sollten aussagen, geheime Protokolle sollten veröffentlicht und Experten gehört werden. Das Chaos in Ischgl sollte endlich aufgearbeitet werden. Doch die Verhandlung dauerte nur dreieinhalb Stunden. Die Richterin sagte, sie brauche keine Zeugen, wies alle Beweisanträge ab und schloss das Verfahren. Alle relevanten Informationen seien bekannt. Ein Urteil sprach sie noch nicht, es werde den Beteiligten beizeiten schriftlich mitgeteilt. Kein großer Knall, eher ein Kieselstein, der in einen großen See fällt. Den Betroffenen bleibt das Kopfschütteln, das Achselzucken.

Die Finanzprokurator hatte zwei Herren mit dunklen Anzügen geschickt. Sie lehnten einen Vergleich ab. Sie führten aus, das Epidemiegesetz schütze die Allgemeinheit, aber nicht den Einzelnen, und nachher sprachen sie Sieglinde Schopfs Sohn ihr Beileid aus. Sie selbst hatte sich wegen des Rummels nicht getraut zu kommen.

Ein paar Tage danach spricht sie am Telefon die Vermutung aus, das Urteil werde gegen sie ausfallen. Sie klingt nicht wütend, eher müde. Das sei eine junge Richterin gewesen, sagt sie, die wolle sich ihre Karriere nicht verbauen. Den Männern von der Finanzprokurator hätte sie gerne in die Augen gesehen. Sie frage sich, wie verantwortungslos man sein könne. »Gibt es denn nie Konsequenzen in Österreich?«

Sie wird jetzt wieder warten. Abends auf ihren Mann und den Rest des Tages auf das schriftlich ausformulierte Urteil der Richterin.



Als ihr Mann damals gefragt wurde, ob er mit zum Skifahren wolle, habe sie zu ihm gesagt, fahr doch, in Ischgl warst du noch nie. Sie sagt, sie habe ihn in den Tod geschickt. »Das reden mir zwar alle aus, aber im Grunde genommen ist es so.« Der menschliche Verstand wird mit vielem fertig, aber nicht mit Sinnlosigkeit. Warum musste mein Mann sterben? Diese Frage lässt sie nicht los. Sie hat die Bekannten, mit denen Hannes in Ischgl war, kontaktiert. Sie wollte wissen, welche Lokale sie besucht, in welchen Restaurants sie gegessen haben. Irgendwann schrieb ihr einer eine Nachricht: »Glücklich ist, wer vergisst.«

Sie kann nicht vergessen. Der Staat hat ihr verboten, Abschied zu nehmen. Es ist der gleiche Staat, der ihren Mann erst in einen überfüllten Bus schickte und ihr dann vorwarf, einen zu teuren Grabstein für ihn bestellt zu haben. So sieht sie das. Der Prozess hätte sie mit dem Staat versöhnen können. Und ihr den Abschluss geben, den sie allein nicht finden kann.

Drei Monate später, kurz vor Weihnachten, kommt das Urteil, auf das sie so gewartet hat. Oben der österreichische Adler, darunter in dicken Buchstaben: »Im Namen der Republik«. Die Richterin weist die Klage in ihrem Urteil ab. Es folgen 98 Seiten Begründung, doch im Grunde ist es nur ein Satz: Das Epidemiegesetz schütze die Allgemeinheit, nicht den Einzelnen.

Es ist wieder ein Brief, in dem niemand Fehler eingesteht, um Verzeihung bittet oder einen Grabstein bezahlt.

Sieglinde Schopf und ihr Sohn werden aufgefordert, die Kosten des Verfahrens zu tragen. 6958,94 Euro. Zu zahlen binnen 14 Tagen. Peter Kolba nennt das Urteil einen »Justizskandal«. Sie würden weitermachen. Er werde diese Klage durch die Instanzen jagen. Wenn es sein müsse, bis zum Europäischen Gerichtshof. Die Chancen, zu gewinnen, schätze er hoch ein. Aber das Ganze werde dauern. Jahre, vielleicht Jahrzehnte. Schlimmstenfalls werde er das Ende des Prozesses nicht erleben. Er ist 62 Jahre alt und hat eine chronische Schmerzerkrankung. Sieglinde Schopf ist 74. Die Republik Österreich hat viel Zeit.



Vor 20 Jahren kamen beim Seilbahn-Unglück in Kaprun 155 Menschen ums Leben. Im Prozess wurden alle Verantwortlichen freigesprochen. Man fürchtete um das Image des Tourismus. Der Richter sagte damals, der liebe Gott habe für einige Minuten im Tunnel das Licht ausgemacht. Verantwortung scheint etwas Flüchtliges zu sein, fast wie Schnee. Und irgendwann ist es so, als hätte es sie nie gegeben.

Nach dem Tod ihres Mannes hatte Sieglinde Schopf eine Postkarte erhalten. Im Namen der Gemeinde Ischgl, des Tourismusverbandes und der Seilbahn sprach ihr jemand sein Mitgefühl aus. Schwarze Tinte, schöne Schrift, Worte, weich wie Schnee. Aber keine Entschuldigung. Und noch etwas fehlte. Das Schreiben schloss mit den Worten »Mit stillem Gruß« – und endete im Nichts.

Kein Name, keine Unterschrift.